

Zeitschrift: Neues Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 26 (1920)

Nachruf: Dr. Rudolf Ischer (1869-1920)
Autor: Meyer, P.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Dr. Rudolf Ischer.

Dr. Rudolf Fischer †

(1869—1920)

Von Dr. P. Meyer, Rektor.

An dem im Mai dahingeshiedenen Rudolf Fischer hat das Berner Taschenbuch einen langjährigen Mitarbeiter verloren, und es wird die Leser gewiß wehmütig berühren, in diesem Jahrgang statt einer neuen Frucht seines lebendigen Fleißes einen Nachruf auf den Toten zu finden. Aber sie werden sicherlich dem Herausgeber des Taschenbuches beipflichten, wenn er glaubte, dem Verstorbenen gebühre eine solche Ehrung. Möchten die folgenden Zeilen dazu beitragen, daß das Andenken an diesen bedeutenden und schmerzlich vermißten Mann recht lange lebendig bleibt. Erleichtert wurde ihrem Verfasser die übernommene Aufgabe durch die Zuvorkommenheit der hinterlassenen Witwe, Frau Fischer-Badel in Bern, die ihm nicht nur mündlich alle wünschenswerten Aufschlüsse gab, sondern auch Aufzeichnungen ihres Gatten zur Verfügung stellte und vollen Einblick in dessen reiche Hinterlassenschaft gewährte. Dafür sei Frau Fischer auch hier verbindlich gedankt.

* * *

Rudolf Fischer wurde am 22. August 1869 in seiner Vaterstadt Bern geboren und blieb ihr auch fast Zeit seines Lebens treu. Er war der älteste

Sohn des Architekten Alexander Rudolf Fischer von Bern und der Rebekka Therese Bringold aus Diemtigen. Frau Fischer-Bringold hat sich durch die Veröffentlichung kleiner berndeutscher Erzählungen einen Namen gemacht; von ihr erbte ohne Zweifel der Sohn die litterarische Begabung.

Zuerst besuchte der Knabe die Elementarabteilung an der Verberschule, dem jetzigen Freien Gymnasium. In seinen Erinnerungen erzählt Fischer, daß er anfänglich wenig geleistet habe, weil er in einer Traum- und Phantasiwelt lebte. Dann folgte eine ausgelassene, lustige Knabenzeit, voll Leichtsinns und Uebermut. 14jährig erkrankte er heftig an einer Unterleibsentzündung, und dieses ernste Erlebnis weckte in ihm die Angst, das Leben hergeben zu müssen, ohne die Gaben ausgenutzt zu haben, die er in sich fühlte. Ein heißer Wunsch zu leben und anders die Zeit zu verwenden, half vielleicht mit zu seiner Genesung.

Und es blieb nicht beim bloßen Vorsatz; schon damals bewies Fischer seine Willenskraft. Denn bald hatte er am Gymnasium der Verberschule seine Kameraden überflügelt, und als der beste unter ihnen durfte er am 30. März 1889 die übliche Abiturientenrede halten. Es war eine gedankenreiche und von idealem Schwung getragene Ansprache. Damals schrieb er auch die für sein selbstloses Wesen und seine ernste Lebensauffassung so bezeichnenden Worte: „Unablässige Tätigkeit zum Wohle der andern, rastlose Arbeit an meiner eigenen Läuterung und Durchbildung stellen mir genügende Aufgaben. Im Kleinen treu sein und das wirklich Große und Wichtige doch

als höchstes Ziel erstreben, das soll der Inhalt meines Lebens werden.“

An der Hochschule studierte der Verstorbene zuerst ein Semester lang Theologie, sah aber bald ein, daß seine Hauptfähigkeiten auf anderem Gebiete lagen. „Mein Plan war“, lauten seine Worte, „mir möglichst viel Kenntniffe anzueignen. Darum studierte ich auch gleich auf breiter Grundlage neben alten Sprachen und ihren Zweigwissenschaften Germanistik und mit besonderer Vorliebe und größtem Eifer deutsche Literatur, dann Geschichte der Philosophie, Sanskrit und Geschichte.“ Er schloß sich der Bähringia an, und trotz froher Ausgelassenheit und jugendlicher Schwärmereien wurde das Studium nicht vernachlässigt. Als Mitglied des philologischen wie des germanischen Seminars vollendete er mehrere größere Arbeiten. Namentlich übte der damalige Vertreter der deutschen Literatur an der Berner Hochschule, Herr Professor Ludwig Hirzel, einen nachhaltigen Einfluß auf seinen fleißigen Hörer aus. Von Hirzel angeregt, befaßte sich dieser vor allem eingehend mit der deutschen und deutschschweizerischen Literatur des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Im Jahr 1891 bezog Fischer die Universität München, vollendete dann aber in Bern seine Arbeit über „Johann Georg Zimmermanns Leben und Werke“, womit er sich 1892 den Doktorhut holte. Den äußern Abschluß der Studien brachten unserm Freunde die im April 1893 glänzend bestandene Gymnasiallehrerprüfung und eine im Spätherbst unternommene Reise nach Italien, die ihn über Genua und Florenz nach Rom, dann nach Neapel und über

Venedig und Mailand wieder in die Schweiz führte. Die Erinnerungen an diese schönen Tage hielt er in einem noch vorhandenen Aufsatze fest, der eine Wanderung durch Pompeji und eine Vesuvbesteigung anschaulich schildert. — Als 1896 die philosophische Fakultät unserer Hochschule für die Verleihung der Hallermedaille einen Vorschlag zu machen hatte, bezeichnete sie einmütig Dr. Rudolf Tschler als den würdigsten.

Seine berufliche Tätigkeit begann Tschler, wie die meisten Anfänger, mit kürzern Vertretungen, 1893 am städtischen und 1894 am Freien Gymnasium in Bern. Im Sommer des gleichen Jahres aber folgte er einem Rufe an das Institut Wiget in Rorschach. Ueber seine dortigen Erlebnisse schreibt er kurz, doch vielsagend: „es war eine schwere, aber gute Lehrzeit in jeder Beziehung“. Doch schon Ende März 1895 wurde an unserm städtischen Gymnasium durch den Tod Edingers eine passende Stelle frei. Im April fand die Probelektion statt, und am 7. Mai wählte die Schulkommission „unter fünf Kandidaten Herrn Dr. Tschler aus Bern zum Lehrer des Deutschen und der Geschichte am Progymnasium“ (Jahresbericht). Da ihn aber der Institutsvorsteher nicht sofort ziehen ließ, erfolgte der Amtsantritt in Bern erst ein Vierteljahr später, am 6. August 1895.

So war denn Rudolf Tschler zu einer dauernden Lebensstellung in der geliebten Heimatstadt gelangt, und dank dieser freundlichen Fügung durfte er jetzt auch daran denken, einen eigenen Hausstand zu gründen; er verband sich noch im gleichen Jahre

mit Fräulein Ella Badel zum Ehebunde. Vier Töchter wurden im Laufe der Jahre den glücklichen Eltern geschenkt.

Am Proghmnasium erfüllte der junge Lehrer die großen Erwartungen, die man von ihm hegte, im vollsten Maße. Zu Deutsch und Geschichte trat drei Jahre später auch noch das Lateinische, und damit war sein Wunsch erfüllt, ausschließlich in seinen Lieblingsfächern unterrichten zu dürfen. Gründliches Wissen, eine ruhige Art des Unterrichts, Pünktlichkeit und ein fester Wille, vor dem sich auch die unlenksamsten Schüler unwillkürlich beugten, sicherten ihm gute Erfolge und verschafften ihm bald allgemeine Anerkennung und Achtung.

Als im Frühling 1905 Rektor Lüscher, dem Tischer am Proghmnasium eine unentbehrliche Stütze geworden war, zurücktrat, wurde der Verstorbene, zum Dank für das bisher Geleistete, an die Literarische Schule befördert. Da er hier in denselben Fächern zu unterrichten hatte — nur Geschichte fiel seit 1914 weg —, fühlte er sich erst recht an seinem Platze. „Immer gleichmäßig, sagt ein Beurteiler, immer seiner selbst mächtig, imponierte er den Schülern durch sein ganzes Wesen.“ An Tischer's Lateinunterricht ist besonders zu loben, daß er, der keine Mehrarbeit scheute, oft auch seltener gelesene Werke der römischen Literatur, wie Ciceros philosophische Schriften, Stücke des Plautus und Terenz und anderes heranzog. Und im Deutschen, wie konnte er da aus dem vollen schöpfen! Wie trefflich verstand er es, den gereiften Schülern mit knappen, klaren Worten die Gedanken der Schriftsteller zu entwickeln, ihrem

Muge den innern Zusammenhang eines Dramas zu enthüllen, oder sie die Schönheiten eines Gedichtes nachempfinden zu lassen. Er stellte zwar oft recht hohe Anforderungen an die jungen Leute, aber er durfte es; war er doch auch gegen sich selbst von unerbittlicher Strenge und erfüllte jede Pflicht, auch die aufreibendste — man denke nur an die Aufsätze — mit vorbildlicher Gewissenhaftigkeit. Stets bewältigte er auch ein vollgerütteltes Maß an Schulstunden, oft mehr als unbedingt nötig war; aber von einem Tausch mit Anfängerklassen oder gar einem Verzicht auf Deutschstunden, auch wenn ihm dadurch die Last erleichtert worden wäre, wollte er nie etwas hören. — Tischer hat sich übrigens einmal auch theoretisch über den Deutschunterricht vernehmen lassen, als er 1915 im „Berner Tagblatt“ zu dem Buche von Prof. Dr. v. Greperz „Der Deutschunterricht“ Stellung nahm und bei aller Anerkennung seinen eigenen Standpunkt mit Geschick verfocht.

Es versteht sich von selbst, daß unser Freund als echter Lehrer sich täglich sorgfältig auf den Unterricht vorbereitete. Aber schon diese Vorarbeiten nahmen bei ihm einen Zug ins Große an. Acht Quartbände mit Auszügen aus den zahllosen, von ihm gelesenen deutschen Schriftstellern, eine gleichzeitig angelegte Sammlung von über 19,000 „Sentenzen“ tun zur Genüge dar, wie Tischer seine Aufgabe als Deutschlehrer anpackte. Für den Lateinunterricht fertigte er, um nur dies zu erwähnen, eine Inhaltsübersicht über den ganzen Livius an, verbunden mit einer Uebersetzung der Auszüge aus den verlorenen Büchern. Aber dabei blieb er nicht stehen;

denn in seiner Person waren, was so selten ist, der trefflich beschlagene Schulmann und der selbständig schaffende Gelehrte vereinigt. Und diese Mitarbeit an der Wissenschaft neben der Schule galt ihm nicht als ein Uebermaß, sondern als ein Ausruhen. Um sie pflegen zu können, mußte er freilich seine Zeit aufs genaueste einteilen und durfte keine Minute unbenutzt lassen. Ja er stellte sogar jedes Jahr, das letzte Mal 1919, ein Arbeitsprogramm auf, worin verzeichnet stand, was zum Druck bereit war, was der Fortsetzung oder Umarbeitung bedurfte, und was er neu in Angriff nehmen wollte. Aber bescheiden, wie er war, machte er aus seiner gelehrten Tätigkeit durchaus kein Wesen; und wenn er nicht die Literarische Gesellschaft, zu deren eifrigsten Mitgliedern er seit 1895 zählte, öfter durch Vorträge mit den ihn gerade beschäftigenden Fragen bekannt gemacht, auch zwei ihrer Neujahrsblätter verfaßt hätte, wenn nicht auch sonst ein Jahr um das andere kleinere oder größere literarische Gaben aus seiner stillen Werkstatt durch den Druck ans Licht gekommen wären, fürwahr, niemand hätte seine so rastlosen Bemühungen um die Wissenschaft ernstlich beachtet. Die Gefahr aber, der geliebten Forschung die näher liegenden Schulpflichten hintanzusetzen, bestand für Fischer nicht. Denn er kannte die Grenze zwischen beiden genau; das bezeugen zum Ueberfluß seine eigenen Worte, die er nach dem Uebergang ans obere Gymnasium schrieb: „Wo die Pflichtarbeit so gehäuft ist, da bleibt für private, wissenschaftliche Studien wenig Zeit übrig, und diese Zeit dient größtenteils der Lektüre. Neben den

Präparationen und Korrekturen für die Schule und den Kunstgeschäften kann ich im Tag höchstens zwei Stunden für die Wissenschaft erübrigen, und die Lektüre nimmt davon den größten Teil weg. Die wissenschaftliche Produktion ist daher sehr eingeschränkt. Wer aber auf diesem Gebiete etwas Rechtes leisten will, der muß ihm seine beste Kraft widmen.“

Auch die Reisen, die der von der Schularbeit Ermüdete etwa in den Sommerferien zu seiner Erholung antrat, wurden meist unternommen, um das gelehrte Wissen durch die lebendige Anschauung zu erweitern. So besuchte er planmäßig nach und nach alle bedeutenderen oder bemerkenswerten Städte Deutschlands, einmal auch Wien, ein andermal Paris, und 1914 sollte Griechenland an die Reihe kommen, ein Vorhaben, das sich dann allerdings infolge des Krieges zerschlug. — Versuchen wir nun, mit Zuhülfenahme des reichen Nachlasses, einen Ueberblick über Tschers wissenschaftliche Arbeitsleistung und damit zugleich eine Vorstellung von seiner geistigen Regsamkeit und Bedeutung zu gewinnen.

Schon der fertige Student hatte sich, wie bereits angedeutet, mit seiner Schrift über den Arzt und Philosophen J. G. Zimmermann (1728—95) aus vorteilhaftester in die Gelehrtenwelt eingeführt. Prof. Hirzel bezeichnete die umfängliche Dissertation, welche die merkwürdige Persönlichkeit dieses Schriftstellers und seine Lebensschicksale erschöpfend und mit reifem Verständnis zur Darstellung bringt, als die beste Arbeit, die aus seinem Seminar hervorgegangen. Tschers behielt aber auch späterhin in der Zimmermannforschung die führende Rolle. So ließ er Berich-

tigungen und Nachträge in der Zeitschrift „Euphoriion“ drucken, schrieb für die Allgemeine deutsche Biographie (1900) den Artikel „J. G. Zimmermann“ und legte im Berner Taschenbuch (1899) die geistigen Beziehungen zwischen J. J. Rousseau und Zimmermann klar. Die wichtigste Ergänzung aber lieferte er durch die Bekanntmachung von 214 Briefen Zimmermanns an Albrecht Haller, die er nach dem Manuskript der Stadtbibliothek Bern in neunjähriger Folge, wiederum im Taschenbuch, herausgab und mit „biographischen und sachlichen Anmerkungen“ reichlich versah.

Dieser ersten biographischen Arbeit folgte von 1898 bis 1917 eine stattliche Reihe ähnlicher. Der geschäftige Schriftsteller und Herausgeber Johann Georg Heinemann (1757—1802), der religiös schwärmerische Pfarrer und Dichter Abraham Hübner (1704—65), dann Johann Georg Altman, der vielseitig gelehrte und betriebsame Professor der griechischen Sprache und Ethik und beliebte Kanzelredner (1695—1758), der Dichter, Philosophieprofessor und Geschichtsforscher Johann Rudolf Wyß der Jüngere (1781—1830), der sonderbare Arzt, Mystiker und Dichter Jakob Hermann Oberreit (1725—98), endlich der einst so beliebte, auch jetzt noch viel gelesene bernische Erzähler Arthur Bitter (eigentlich Samuel Haberstich, 1821—72), sie alle sind durch unseres Freundes liebevolle Bemühungen der Neuzeit wieder näher gerückt worden. Zur Ergänzung gab Ischer sodann im Taschenbuch aus dem Nachlaß Wyß d. J. Stücke aus dessen Briefwechsel mit David Hess, R. B. v. Bonstetten,

G. J. R u h n und andern Zeitgenossen heraus, mit denen W y ß als Herausgeber des Almanachs „Alpenrosen“ schöngeistige Beziehungen pflegte.

Ferner hat sich I s c h e r als einen der vorzüglichsten Kenner W i e l a n d s ausgewiesen, als er in seinen „Kleinen Studien“ und im „Euphorion“ über dieses Dichters Sprache und Arbeitsweise, sowie über seine fruchtbare Tätigkeit als Uebersetzer sich einläßlich und abschließend verbreitete. Arbeiten sprachlich-grammatischer Art liegen auch vor in dem Aufsatz „Redensarten und Sittenschilderungen in den Schriften Thomas Murners“ (Taschenbuch) und in dem für Toblers Ausgabe der Berner Chronik des Diebold Schilling angefertigten Glossar. Wir überspringen eine Menge kleinerer Veröffentlichungen, heben aber um so nachdrücklicher eine als Bruchstück hinterlassene Schrift hervor, diejenige über „Theorie Entwicklung des deutschen Romans“, die im Manuscript 200 Folioseiten zählt. I s c h e r selbst glaubte in dieser Abhandlung, zu der er durch seine vollkommene Vertrautheit mit der deutschen Literatur und sein geläutertes Urteil unzweifelhaft wie kaum ein anderer befähigt war, einst sein Hauptwerk erblicken zu dürfen; um so tiefer ist es zu beklagen, daß sein frühzeitiger Tod ihn an der Vollendung gehindert hat.

Doch der vielseitige Mann vergaß oder vernachlässigte ebensowenig die philologischen Studien und holte sich seine Stoffe auch gern etwa aus dem Altertum oder knüpfte wenigstens an dieses an. Da sind zunächst Uebersetzungen zu nennen. Schon am Gymnasium versuchte I s c h e r, Horazische Gedichte

in deutschen Versen wiederzugeben, und gewann für eine Odenübersetzung unter acht Bewerbern den ersten Preis. 1895 übertrug er die sieben ersten „Heldenbriefe“ Ovids in Distichen. Späterhin aber war ihm das Uebersetzen nur noch Mittel zum Zweck. So verband er den aus dem 1. Buch des Polybius übertragenen „Söldnerkrieg“ mit Bemerkungen über Flauberts Roman „Salammbô“; und aus einer Uebersetzung der Euripideischen Medea erwuchs im folgenden Jahr die Studie über die Medea dramen von Euripides bis zu Grillparzer, ein Stoff, dessen Wahl so recht eigentlich des Verfassers Arbeitsweise und seinen weiten Blick kennzeichnet. Ganz dasselbe gilt von der sorgsamten Abhandlung über den römischen Dichter Martial, in der Ischer nicht nur diesen selbst und seine Dichtung nach allen Seiten beleuchtet, sondern auch die weitere Entwicklung des Epigramms über die Spätclassiker und Neulateiner bis in die neueste Zeit hinein verfolgt. Einen wertvollen Beitrag zur alten Geschichte enthält ferner noch das spannend erzählte Leben Dionysius' des Aeltern von Syrakus. Daß von diesen Arbeiten leider nur die „Medea“ gedruckt worden ist, erklärt sich nicht bloß aus der großen Schwierigkeit, für dergleichen Gegenstände einen Verleger zu finden, sondern auch aus einer gewissen Scheu des Verfassers vor dem Hinaustreten in die Öffentlichkeit. So begnügte er sich denn damit, den „Martial“, den „Dionysius“ und den „Söldnerkrieg“ als „druckfertig“ zu erklären und gab sich mit dem Bewußtsein zufrieden, seine Pflicht der Wissenschaft gegenüber erfüllt zu haben.

Ueberblickt man das bisher Gesagte und vergleicht man damit noch das am Schlusse beigefügte Verzeichniß, so kann man nicht anders als staunen über Fischers Arbeitslust und -kraft, und wir gewinnen unwillkürlich den Eindruck, daß ihm das volle Rüstzeug für den akademischen Beruf zu Gebote gestanden hätte. Doch er selbst hegte, soviel uns bekannt, nie ernstlich so hochfliegende Pläne, nicht nur infolge seines zurückhaltenden Wesens, sondern vor allem deshalb, weil ihn der Gymnasialunterricht vollauf befriedigte und er ihn dem Hochschulbetrieb mit seiner lockerern Berührung zwischen Lehrenden und Lernenden entschieden vorzog. Aber man kann diesen Verzicht insofern bedauern, als vielleicht doch an der Hochschule seine ungewöhnlichen Eigenschaften noch besser zur Geltung gelangt wären und er wohl dort auch leichter Willen und Weg gefunden hätte, um alle die reifen Früchte seines regen Geistes nutzbar zu machen. Hier bleibt den Ueberlebenden noch eine Ehrenschild abzutragen.

Sollte aber ein Mann, der sich schon in der Schulzeit an die Uebersetzung des Euripides und Horaz herangewagt, nicht auch selbst dichterisch veranlagt gewesen sein? Auf diese Frage erteilt uns der Nachlaß die Antwort; denn dieser birgt eine ansehnliche Menge dichterischer Versuche, von deren Vorhandensein aber bis jetzt nur die Familie Kenntniß besaß. Fischer selbst hatte durchaus die Ueberzeugung, von der Natur zum Schulmann und Gelehrten, und nicht zum Dichter bestimmt zu sein. Trotzdem war ihm das Dichten ein Lebensbedürfnis und eine Erholung nach der anstrengenden Tagesarbeit.

Aber er dachte kaum je im Ernste daran, mit diesen Leistungen hervorzutreten, und so bleiben sie denn auch fürderhin als kostbares Vermächtnis in der Familie aufbewahrt. Es gereicht uns deshalb zu besonderer Freude, wenigstens eines seiner Gedichte zum Abdruck bringen zu dürfen, und wir werden am Schluß von dieser freundlichen Erlaubnis Gebrauch machen.

Daß neben so mannigfachen und alle Kräfte anspannenden Arbeiten in der Schule und am Schreibtische noch für anderes Raum blieb, sollte man kaum denken; und dennoch brachte es der Vielbeschäftigte fertig, täglich einige Stunden seiner Familie, hier und da auch einen freien Nachmittag einem Freunde zu schenken. In besonders nahen Beziehungen stand er zu dem ihm selbst in mancher Hinsicht geistesverwandten Kollegen Karl Frey, und als dieser im August 1919 plötzlich starb, ließ Fischer, selbst schon ein kranker Mann, es sich nicht nehmen, ihm die letzte Ehre zu erweisen. — Auch dem Vereinsleben blieb er nicht gänzlich fern. Sein Anteil an der Literarischen Gesellschaft wurde schon berührt. Aber auch dem „Verein für Verbreitung guter Schriften“ stellte er fast 20 Jahre lang seine ausgezeichneten Fachkenntnisse zur Verfügung und wirkte besonders verdienstlich in der literarischen Kommission. Anfangs 1919 arbeitete er einen wohl-durchdachten Vortrag über die Aufgabe des Vereins für dessen Hauptversammlung aus, und sogar auf dem Krankenlager beschäftigte ihn noch die Auswahl der zur Zulassung vorgeschlagenen Schriftwerke.

Seit 1904 war Fischer Stubenschreiber der Ge-

gesellschaft zu Kaufleuten; er hatte sich um diesen Posten beworben, um mit dem vermehrten Einkommen seinen betagten Eltern beistehen zu können. Wie treu und gewissenhaft er aber auch dies Amt verwaltete, wie er stets bedacht war zu helfen, und wie seine wohl erwogenen Anträge so oft den Ausschlag gaben, das wurde an der Leichenfeier öffentlich anerkannt. Daß aber der Herr Stubenschreiber auch für den kulturgeschichtlichen Gehalt seiner Protokolle ein offenes und verständnisvolles Auge besaß, beweisen ein (nicht veröffentlichter) Aufsatz „Zur Zunftgeschichte“, vor allem aber seine letzten Beiträge für das Taschenbuch über „Das Gesellschaftshaus“, „Das Armen- und Vormundschafswesen“ und „Die Freiheiten der Gesellschaft zu Kaufleuten in Bern“. Den dritten dieser Aufsätze, seine allerletzte Gabe, vollendete Fischer in Lehsin.

Denn die scheinbar unerschütterliche Gesundheit unseres treuen Mitarbeiters hatte anfangs März 1919 einen jähen Stoß erlitten. Ein Grippeanfall, der in ein schleichendes Fieber überging, entzog ihn auf Monate hinaus der Schule, ihn, der vorher sozusagen nie eine Stunde verjäumt hatte. Im August wagte er, obgleich der Sommeraufenthalt in Lehsin ihm leider keine Heilung gebracht hatte, den Wiedereintritt ins Schulamt, und trotz täglichem Fieber wirkte er sogar Ende September an der Maturitätsprüfung mit. Dann aber mußte er einsehen, daß der Körper eine solche Anstrengung nicht lange aushielte. So begab er sich im Oktober zu einer zweiten Kur nach Adelboden. Noch einmal leuchtete ihm und seinen Angehörigen ein Hoffnungsstrahl,

als der Arzt im Januar 1920 eine Besserung der Lunge erkannt zu haben glaubte und von Genesung sprach. Ach, es war nur eine kurze Täuschung, und man entschloß sich schweren Herzens zur Rückkehr nach Bern. Hier, im eigenen Heim, von den Seinigen liebevoll gepflegt, sah er gefaßt und ihnen Trost zusprechend dem Ende entgegen. Klar erkannte er nun und sprach es aus: „Ich habe zu viel gearbeitet; nun ist meine Kraft aufgebraucht, und neue Lebenskraft kann man dem Menschen nicht geben.“ Ein Vierteljahr noch war er seinen Lieben gegönnt; dann am 23. Mai entschlief er sanft in seinem 51. Altersjahr. Es war am Nachmittag des schönen Pfingstsonntages des Jahres 1920.

Rudolf Tschäper war ein Mann von ausgeprägter Eigenart, der schon bei Lebzeiten in den kleinen Kreisen, in denen er sich bewegte, in hohem Ansehen stand. Aber jetzt, seitdem wir ihn missen, seitdem wir aber auch sein ungeahnt großes und vielseitiges Lebenswerk zu überschauen vermögen, kommt uns erst deutlich zum Bewußtsein, wie unendlich viel wir alle an ihm verloren haben. Seiner in sich gefehrten, aber im besten Sinne vornehmen Natur war ja das bei gewöhnlichen Menschen so selbstverständliche Geltendmachen der eigenen Verdienste ganz und gar fremd, und er hielt es mit dem lateinischen Sprichwort, daß der äußere Erfolg der Lehrmeister der Toren sei. Vielmehr harrte er voll rührender Anspruchslosigkeit geduldig des Tages, da auch seine noch unbekannten Werke ans Licht treten, sein ganzes redliches Streben die ihm gebührende Anerkennung finden würde. Dieser Tag kam; aber es war sein Todes-

tag. Doch fürwahr, trotzdem die letzte Stunde allzu früh ihm schlug, hätte er gleich jenem greisen Cato von sich sagen dürfen: Ich sterbe mit der Ueberzeugung, daß mein Dasein auf Erden nicht umsonst gewesen ist. Und nun, Leser, laß dein Auge auf den gedankenvollen Versen ruh'n, die unser verewigter Freund am 4. April 1918 niederschrieb! Gilt nicht alles darin Gesagte, Wort für Wort, von ihm selbst, im Leben wie im Sterben? und klingt nicht zugleich eine düstere Ahnung baldigen Endes aus dem tief-ernsten Gedicht?

Alar muß dir sein, was dir das Leben ist,
Und was es dir zu bieten noch vermag,
Bevor entschwinden schon die letzte Frist
Und unversehens da der letzte Tag.

Behutsam wäge, was dir blieb an Kraft,
Und geize mit der farg bemessnen Zeit,
Daß noch dein Geist ein gutes Teil erschafft
Vom Werke, dem das Leben du geweiht.

Nicht Gelderwerb und nicht der Kampf ums Brot
Sei wichtig dir, noch minder der Genuß.
Das eine sei dein Ziel, daß nach dem Tod
Dein Wesen noch lebendig wirken muß.
